

Werner Nowag, Edmund Schalkowski: Kommentar und Glosse

Konstanz: UVK Medien 1998 (Reihe Praktischer Journalismus, Bd. 33),
363 S., ISBN 3-89669-212-7, DM 48,–

Der Reihe entsprechend, in der der Band erschienen ist, wenden sich die beiden Autoren, die aus der journalistischen Praxis kommen und Lehrerfahrung haben, gleichermaßen an Leser, die Instruktionen für ihre Arbeit benötigen, wie an Studenten der Publizistikwissenschaft. Kommentar und Glosse als „meinungsorientierte Darstellungsformen im Journalismus“ (S.9ff.) unterscheiden sie, indem sie jenem die „Kraft rationaler Argumentation“ und dieser die „Kraft bildhafter Konstruktion“ (S.14) zuschreiben. Wie sich diese Unterscheidung mit der Behauptung verträgt, jede Glosse sei ein Kommentar, sie verhalte sich zu diesem „wie der Igel zum Tier“ (S.184), bleibt das Rätsel der Autoren. Da Überparteilichkeit kein Kriterium zur Bewertung von Kommentaren sein könne, schlagen sie vor, „die Überprüfbarkeit der enthaltenen Urteile“ (S.47) zu solch einem Kriterium zu machen. Ausführlich und ein wenig schematisch beschreiben sie Formen des Erklärens, des Bewertens und des Argumentierens im Kommentar. Dabei erliegen sie der Versu-

chung, mit einigen wenigen Klassen auszukommen. So fehlt etwa als Ergänzung zu den genannten vier Argumenttypen die Argumentation mittels Analogien. Im Kapitel „Aufbau und Strategie“ ist insbesondere von möglichen Ein- und Ausstiegen bei Kommentaren die Rede. Didaktisch sinnvoll ist der Wechsel zwischen grundsätzlichen Ausführungen und der Analyse von Beispielen.

Vollends problematisch wird die zu enge Betrachtungsweise im Teil über die Glosse. Mit der folgenden Definition ist eine Kolumne wie etwa „Times mager“ in der *Frankfurter Rundschau* oder „Speersort“ in *Die Zeit* keinesfalls immer als Glosse und nur manchmal als Kommentar (als was dann?) zu identifizieren: „Nimmt der Autor auf seriöse, ernsthafte Weise zu einer Frage Stellung, liegt ein Kommentar vor; arbeitet der Autor mit witzigen, ironischen, sarkastischen Mitteln, hat man es mit einer Glosse zu tun.“ (S.213) Auf diese Definition festgelegt, diskutieren die Autoren aber ausführlich die Komik- bzw. Witztheorien Schopenhauers, Bergsons und Freuds, beschäftigen sie sich mit Wortspiel, Nonsense oder Pointe und fügen sie gar „satirische Meisterstücke“ von Voltaire, Wieland, Heine, Proust und Musil ein, die man nur sehr bedingt für den praktischen Journalismus in Beschlag nehmen kann.

Wenn es zuträfe, daß keine andere Darstellungsform außer dem Kommentar „sich immer wieder, Tag für Tag, Ausgabe für Ausgabe, an ein und derselben Stelle, womöglich zeilengenau in ein und derselben Länge“ (S.15) findet, dann wäre das Streiflicht der *Süddeutschen Zeitung* (zum Beispiel – vom Wetter- oder Börsenbericht wollen wir schweigen) ein Kommentar und nicht eine Glosse (die andererseits, siehe Igel und Tier, doch auch ein Kommentar sein soll). Just für die Glosse aber dient selbst in diesem Band das Streiflicht als vortreffliches Exempel.

Zu den unfreiwilligen Pointen gehört, neben Stilblüten – so darf etwa „der Leitartikel [...] im Konzert [...] der Königsweg“ sein (S.180) –, die Tatsache, daß just aus dem Wort „Typographie“ eine „Typographie“ (S.15) wurde. Im übrigen haben es die Autoren mit den Verwandtschaftsverhältnissen: Der Leitartikel ist „der große Bruder des Kommentars“ (S.178), die Glosse hingegen dessen „leichtlebige Schwester“ (S.185). Da sollte der Leitartikel mal nach der Glosse sehen, ehe sie in der Gosse landet, und der Tante Wissenschaftspublizistik Bescheid geben.

Thomas Rothschild (Stuttgart)